

Schwestern und Brüder!

„Mir bereiten nicht jene Bibelstellen Kopfzerbrechen, die ich nicht ganz begreife, sondern jene, die ich sehr gut verstehe.“, so lautet ein weiterer Satz des für seine geistreich-pointierten Aphorismen bekannten Schriftstellers Mark Twain. Die Beispielgeschichte vom barmherzigen Samariter gehört – für mich jedenfalls – zu jenen Bibeltexten, auf welche genau dieses Wort zutrifft. Jesus gibt darin eine Antwort auf die Frage: „Wer ist mein Nächster?“ Diese Frage ist wesentlich, weil sie den Kern christlicher Lebenspraxis berührt, und Jesu Antwort darauf lautet glasklar: Es ist die *Not* eines Menschen, die ihn zu Deinem Nächsten macht – wo immer dieser Mensch auf Deinen Lebenspfaden begegnet.

So sonnenklar diese Aussage auch sein mag – sie bereitet eben Kopfzerbrechen, sobald es um konkrete Schlussfolgerungen für das eigene, alltägliche Leben geht. Und die Frage „Wer ist mein Nächster?“ muss uns heute mindestens so beschäftigen wie die Zeitgenossen Jesu – gerade in unserer weltweit vernetzten Informationsgesellschaft, denn: „Wer unter den vielen Notleidenden, von denen ich tagtäglich erfahre – also biblisch: wer unter den vielen Nächsten ist nun eigentlich wirklich mein Nächster?“ Vielleicht wer meine Hilfe am nötigsten hat? Oder geht's eher darum, wo ich am kompetentesten und effizientesten helfen kann? Wo soll ich also anfangen? – Beim Bettler vor unserer Kirche, beim wohlstandsverwehrten Kind meiner Nachbarn, bei der an Demenz leidenden alten Tante? Oder müsste ich mich nicht vielmehr entwicklungspolitisch engagieren für die noch viel Ärmeren in den Entwicklungsländern oder für Asylsuchende oder bei amnesty international für politisch Verfolgte? – Wird angesichts so vieler unterschiedlicher Notlagen und der Unwahrscheinlichkeit nachhaltiger Lösungen die Versuchung nicht übermächtig, einfach die Augen zu schließen, um einfach nicht alles zu sehen und der drohenden moralischen Überforderung zu entgehen? – Und noch einmal ganz anders gefragt: Darf sich christliche Nächstenliebe überhaupt damit begnügen, unmittelbare Einzelhilfe zu leisten, ohne die oft tiefer liegenden Ursachen der Not zu bekämpfen? Müsste also nicht viel eher dort – bei den sozialen und politischen Strukturen von Armut, Ausbeutung, Verwehrung und Gewalt – angesetzt werden?

Ich denke, all diese Fragen sind nie eindeutig so oder so zu beantworten. Auch das Evangelium lässt sie letztlich offen; es erspart uns nicht das Kopfzerbrechen über die konkrete Art, wo und wie ich selbst am besten Nächstenliebe üben kann. Die Geschichte vom barmherzigen Samariter will jedenfalls nicht nur illustrieren, wie konkret Jesus Nächstenliebe versteht. Sie will auch keine Vorgabe darüber machen, wie Hilfe in Notlagen am sinnvollsten oder effektivsten ist. Nein, das Beispiel des Samariters will vielmehr einfach grundsätzlich zeigen, was Christsein im Sinne des Evangeliums bedeutet:

Dass in der biblischen Geschichte ausgerechnet ein Mann aus Samária (also aus einer im damaligen Israel nicht gerade angesehenen Gegend) als Vorbild gezeigt wird gegenüber den etablierten Vertretern der Priester- und Levitenkaste – das hat natürlich seinen Grund; es will zunächst deutlich machen: Nicht Nachbarschaft oder andere Formen der Nähe, wie etwa Familienangehörigkeit oder Verwandtschaft, und schon gar nicht so etwas wie Volks- oder Religionszugehörigkeit machen im Sinne des Evangeliums einen Menschen zu meinem Nächsten. Auch jede andere Einteilung und Unterscheidung von Menschen, also z.B. nach Hautfarbe, sexueller Orientierung oder nach der Frage, ob jener Andere vielleicht durch eigene Schuld in Not geraten ist – das alles ist in der Frage nach meinem Nächsten gegenstandslos; in seiner Not kann nach biblischem Anspruch sogar mein persönlicher Feind zu meinem Nächsten werden. Die Not eines anderen Menschen relativiert gleichsam *alles* andere, was in meinem Leben sonst von Belang ist: jede andere Priorität, jedes andere Ziel. Der in den letzten Monaten *en vogue* gewordene parteipolitische Missbrauch des Nächstenliebe-Begriffs – im Sinne seiner nationalistischen Priorisierung bzw. Einschränkung auf „StaatsbürgerInnen zuerst“ – kann sich in keiner Weise auf die Bibel berufen und verdreht die Pointe in Jesu Gleichnis geradezu in ihr Gegenteil um! Biblische Nächstenliebe kennt keine Volkszugehörigkeit oder sonstige Zugangsbedingungen.

Der französische Philosoph Emmanuel Levinas formuliert deshalb drastisch, dass ein Christ im Angesicht von Not geradezu zur „Geisel des Anderen“ wird. Das klingt und ist hart. Die Begründung dafür liefert Jesus in einer anderen Evangelienperikope: Die Unerbittlichkeit der moralischen Verpflichtung zur Nächstenliebe, die alle anderen Zielsetzungen und Wertordnungen relativiert, spiegelt nicht nur die Unausweichlichkeit der Not meines Nächsten wider – sie gründet letztlich in der Tatsache, dass mir gerade in dieser Not Gott selbst begegnet.

Vielleicht gehört es deshalb zum Schicksal echten Christseins, nach den Maßstäben dieser Welt oft nicht wirklich vorwärts und zu Erfolg zu kommen, weil die Entdeckung Gottes in der Not eines anderen Menschen ständig und nicht anders als im Fall des barmherzigen Samariters vom einmal ins Auge gefassten Weg abbringt bzw. jede Zielerreichung in Frage stellt. Aber: Soll man einem versäumten Ziel nachtrauern, das nicht Gott heißt?